

# Mythos Gundermann. Die Spuren der Berliner Mauer nach 30 Jahren deutscher Wiedervereinigung

**Ehler Voss**

Als am 5. Februar 2018 der Fall der Berliner Mauer genauso lange zurücklag, wie sie selbst bestand, berichtet Jana Hensel in einem *Deutschlandfunk*-Interview von einem Erschrecken über diesen eigentümlichen Gedenktag in Teilen ihrer Umgebung. Sie sagt es nicht, meint damit aber vermutlich Menschen, die wie sie in der DDR geboren sind. Als Autorin des Buchs *Zonenkinder*, in dem sie 2004 anhand ihrer eigenen Geschichte das Lebensgefühl von ostdeutschen Jugendlichen in der Nachwendezeit beschreibt, beschäftigt sie sich schon lange mit ostdeutscher Identität und vermutet hinter diesem beobachteten Erschrecken die Angst, dass mit dem Gedenken dieses als Zirkeltag benannten Datums einmal wieder eine Epoche für beendet erklärt werden könnte, in der man sich noch mit den Spuren dieser Mauer in der Gegenwart beschäftigen musste. Die Fokussierung auf Differenzen zwischen Ost- und Westdeutschland zu beenden, sei eine Forderung, die sie schon lange begleite und die sie entschieden zurückweist. Zum einen stört sie der implizite Fluchtpunkt dieser Forderung, durch den der als quasi teleologisch angenommene Abbau von Differenzen auf eine Anpassung der Ostdeutschen an den Standard der Westdeutschen hinausläuft. Zum anderen, so könnte man hinzufügen, verschleiert eine solche Forderung die sozialen Unterschiede etwa in Bezug auf Einkommen, Besitzverhältnisse und die Besetzung von Führungspositionen, welche eine deutliche Asymmetrie zwischen Ost- und Westdeutschland erkennen lassen. Sie plädiert für ein explizites Reden über Unterschiede, um die aktuellen Verhältnisse und Verhalten angemessen zu verstehen (Hensel/Kaess 2018).

Mit den ›Spuren der Mauer‹ in der Gegenwart und der Frage nach der Identifizierung und dem Umgang mit Differenzen zwischen Ostdeutschland und Westdeutschland beschäftigt auch ich mich immer wieder, seit ich Ende der 1990er Jahre mit Anfang Zwanzig einer Intuition folgend von der Marburger an die Leipziger Universität wechselte, um dort Ethnologie zu studieren und mich daraufhin völlig unerwartet und unbedarft mit dem Gefühl einer kulturellen Fremdheit und einer damit verbundenen Ambivalenz zwischen Abwehr und Verlangen konfrontiert sah. Und nach dem Zirkeltag der Mauer im vorletzten Jahr sowie dem dreißigsten Jahrestag ihres Falls im letzten, tritt nun kurz vor dem diesjährigen dreißigsten Jahrestag der Wiedervereinigung auch mein eigener

Zirkeltag ein – das heißt der Tag, von dem an ich länger meinen Hauptwohnsitz im östlichen als im westlichen Teil Deutschlands haben werde.

Wenn der Essayist Jürgen Große im letzten Jahr im *Merkur* davon spricht, dass man nicht als Ostdeutscher geboren, sondern zum Ostdeutschen ›gemacht‹ werde (Große 2019), muss hinzugefügt werden, dass dies – wenn schon – dann auch für die Westdeutschen gilt. Wie ein Beweis für die Unmarkiertheit des Westens waren für mich der Osten und der Westen lange Zeit keine relevanten Kategorien, obwohl ich in Schleswig-Holstein nur etwa 40 Kilometer neben der innerdeutschen Grenze aufgewachsen bin. Erst nach meinem Umzug nach Leipzig acht Jahre nach der sogenannten Wende wurde ich durch einen wechselseitigen Prozess der Fremd- und Selbstzuschreibung zunächst zum fremden Westdeutschen und dann zum Fremden, der bleibt und mal gerne und mal bedauernd in einem Zustand der Mitte verweilt.

Die Kategorien Ost und West kamen langsam aber nachhaltig und ebenso hilfreich wie hinderlich in mein Alltagsbewusstsein. Da waren zunächst die Ostdeutschen, für die dieses Gegensatzpaar durch den Bruch, den das Ende der DDR für die meisten ostdeutschen Biographien darstellte, eine allzeit präsente Rolle zu spielen schien und dadurch in ihrer Alltagssoziologie zu einer allgegenwärtigen Bewertungskategorie geworden war. In Leipzig war ich plötzlich ein Wessi und wurde von den Osis immer wieder auf diese Position verwiesen. Im Gegensatz dazu spielte bei den meisten Bewohner\*innen im Westen diese Kategorie eine weniger alltägliche Rolle. Vielmehr wirkte sie eher exotisch und ich begegnete anfangs regelmäßig einer deutlichen Irritation, wenn ich westdeutschen Freund\*innen und Bekannten berichtete, ich wohne jetzt in Leipzig. Nicht selten wurde ich mitleidvoll gefragt, ob es denn sehr schlimm dort sei oder ob ich es einigermaßen aushalten könne. Offenbar völlig abwegig schien vielen Ende der 1990er Jahre die Vorstellung, ich könnte freiwillig nach ›Ossiland‹, ›Dunkeldeutschland‹ oder in ›die Zone‹ gegangen sein. Und die zum Teil ungebremste Arroganz, die sich darin nicht selten ausdrückte, ließ mich in solchen Momenten zum glühenden Verteidiger ›des Ostens‹ werden.

Die langsam und anhaltend entstandene Position des Dazwischen, die ich mit meiner ein Jahr vor mir aus Baden-Württemberg nach Leipzig gezogenen Frau teile, wurde uns beispielsweise exemplarisch verdeutlicht, als wir Ende der Nullerjahre unser zweites Kind mit zwei Jahren in den Kindergarten brachten. Wurden wir von unseren ostdeutschen Freund\*innen und Bekannten schon seit längerem misstrauisch und stichelnd gefragt, ob wir nicht meinten, dass wir unsere Kinder zu deren Schaden zu sehr behüteten, waren dagegen unsere Eltern und Großeltern zum Teil geradezu fassungslos über die ihrer Meinung nach unverantwortlich frühe Abschiebung der Kinder aus der für eine gesunde Entwicklung doch notwendigen mindestens dreijährigen Obhut der Eltern. Und trotz solcher Anpassungen unsererseits und zweier hier groß gewordener Kinder, von denen zumindest eines jederzeit in perfektes Sächsisch wechseln kann, sind es besonders die Erfahrungen mit und in lokalen Behörden, Bildungseinrichtungen, Sportvereinen oder Arztpraxen, die bei uns bis heute, nach inzwischen mehr als zwanzig Jahren in Leipzig, ein Gefühl des Fremdseins hervorrufen und Zweifel aufkommen lassen an der Vorstellung, durch eine oder mehrere Nachwendegenerationen könnte sich dieses gegenseitige Befremden irgendwann einmal auswachsen. Dass wir mit Erfahrungen von Ambivalenz und Hybridität nicht allein sind, wurde uns in Gesprächen mit anderen Westdeutschen

in Ostdeutschland schon früh klar. Viele entpuppten sich ebenso als Figuren des Dritten jenseits eines Entweder-Oder, schienen dadurch eine eigene Kategorie zu bilden und sprachen nicht selten mit scherzhaftem Ernst von ihrem Leben in der Diaspora.

Doch ist das Reden über Differenz zweischneidig. Die Ethnologie, die sich häufig als Wissenschaft der kulturellen Differenz versteht, weiß nur zu gut um die innovative Kraft der Fremd- und Selbstzuschreibungen und um die eigene Verwicklung darin. Die Rede von Differenz führt immer auch dazu, diese Differenz zu erhalten, wenn nicht gar, sie überhaupt erst zu erschaffen, mit allen positiven und negativen Effekten, die damit verbunden sein können. Jede Gleichsetzung bedeutet eine Vernachlässigung der Individualität. Kategoriale Fremdwahrnehmungen etwa können den Kategorisierenden helfen, durch den Alltag zu navigieren und gleichzeitig der Individualität der Kategorisierten Unrecht tun und Verständnis verhindern. Kategorisierungen von Minderheiten können helfen, gruppenspezifische Ungerechtigkeiten aufzudecken und gleichzeitig dazu beitragen, durch das Aufrufen der Kategorien diese zu stabilisieren und damit die Möglichkeit weiterer gruppenspezifischer Ungerechtigkeiten zu befördern. Mit den Verallgemeinerungen, die mit der Rede von Kulturen einhergehen, unterscheiden sich die Ethnologie und andere Sozialwissenschaften nicht von der Alltagssoziologie der von ihnen Untersuchten, weswegen sie vielfach dazu übergegangen sind, statt von Kultur von einem Ensemble von Praktiken zu sprechen und dabei nicht selbst Kategorisierungen vorzunehmen, sondern die Praxis der Kategorisierungen situativ in ihrer Entstehung und Anwendung zu beschreiben.

Die dichotome Kategorisierung von Ost- und Westdeutschland mit wechselseitigen Zuschreibungen ist bis heute in der Öffentlichkeit allgegenwärtig geblieben, und es ist nicht abzusehen, dass sich dies in naher Zukunft ändern wird. Im Gegenteil. So hat etwa der Journalist Markus Decker 2014 ein Interview-Buch über *Westdeutsche im Osten* veröffentlicht, die, wie er selbst, dort eine *Zweite Heimat* gefunden haben (Decker 2014). Die darin enthaltenen Fragen und Antworten scheinen dabei der von Jana Hensel kritisierten Vorstellung einer natürlichen Assimilation zu folgen. Und es wirkt wie ein Beweis für die Berechtigung von Hensels Skepsis gegenüber programmatischen Entdifferenzierungen, dass der im Band noch als enthusiastischer ›We are not two, we are one‹-Botschafter erscheinende Autor vier Jahre später seine Scheidung einreicht und öffentlich bekundet, vor seiner enttäuschten Liebe zurück in den Westen zu flüchten (Decker 2018). Angesichts der aktuellen Ost-West-Jubiläen mit ihren wissenschaftlichen wie feuilletonistischen Bilanzierungen, dem Aufkommen von *Pegida*, den fremdenfeindlichen Ausschreitungen in Chemnitz und anderswo, die auch Decker zu seiner Abwendung ›vom Osten‹ führten, sowie wahlweise der Sorge oder der Hoffnung, in einem ostdeutschen Bundesland in nicht allzu ferner Zeit einen ersten Ministerpräsidenten der AfD zu haben, ist die Frage nach den Praktiken der Ent/Differenzierung noch einmal viel stärker in die Öffentlichkeit gerückt. Unabhängig von einer Beurteilung der inhaltlichen Bestimmung und den Ungerechtigkeiten jeder Verallgemeinerung lässt sich konstatieren, dass der Annahme und der Erwartung einer gemeinsamen und gleichen Kultur ein anhaltendes gegenseitiges Befremden gegenübersteht.

In diese Zeit der zunehmenden Rede über Ent/Differenzierungen fällt im August 2018 auch die Premiere des mittlerweile mit dem *Deutschen Filmpreis* ausgezeichneten

Spielfilms *Gundermann* von den gebürtigen Thüringer\*innen Andreas Dresen (Regie, Jahrgang 1963) und Laila Stieler (Drehbuch, Jahrgang 1965), in dem sich eine eigentümliche und für das Verständnis der gegenwärtigen Situation sehr erhellende Verschränkung von Differenzierungen und Entdifferenzierungen zeigt. Er handelt von dem Leben des im Westen Deutschlands bis dahin wenig bekannten gleichnamigen Liedermachers aus Hoyerswerda, der 1998 mit 43 Jahren unerwartet verstarb und drei Jahre zuvor während eines Auftritts seine langjährige Tätigkeit als inoffizieller Mitarbeiter der Stasi offenbart hatte.

In der heute wohl schönsten Stadt Deutschlands läuft der Film noch lange nach seinem Kinostart im Herbst 2018. Meine Frau hatte ihn mit einer Leipziger Freundin zusammen gesehen und meinte, sie könne sich vorstellen, dass Stasiopfer sich über diesen Film ziemlich ärgerten. Als wir ihn im vergangenen Jahr noch einmal zusammen mit unserem damals 15-jährigen Sohn ansahen, war ich zunächst überrascht, dass das Stasi-Thema von Beginn an den Film durchzieht und *Gundermann* dabei doch so schlecht wegkommt. Wieso sollten sich Stasiopfer darüber ärgern? Und auf dem Nachhauseweg war auch unser Sohn der Ansicht, einen für *Gundermann* vernichtenden Film gesehen zu haben. Meine Frau wunderte diese Reaktion, werde der Film doch hier in Leipzig total gefeiert, ihre Freundin zum Beispiel habe ihn mit ihrem Mann und auch einer anderen Freundin schon mehrmals gesehen. *Gundermann* sei für sie ein Held und sie fühlten sich ganz offensichtlich richtig gut, wenn sie aus dem Kino kämen und würden keine Kritik darin erkennen. Unser Sohn konnte das nicht nachvollziehen, der Film zeige einen armseligen Typen, der sich nicht entschuldigen könne und seine Frau schlecht behandle, wie könne das ein Held oder Vorbild sein. Und auch ich meinte, der Film zeige doch sehr geschickt, wie man durch Schweigen und Verdrängen einfach durchkäme, allein die letzte Szene führe das in aller Deutlichkeit vor Augen, in der *Gundermann* nach einem ganzen Film voller Rumgedruckse auf der Bühne seine Spitzeltätigkeit gesteht und ihm das Publikum nach einer kurzen Irritation durch begeisterten Applaus die Absolution erteilt.

Es brauchte eine Weile, bis mich meine Frau davon überzeugen konnte, dass die gegenteilige Interpretation nicht nur möglich, sondern vielleicht sogar viel stärker von dem Film angeboten wird und damit die Begeisterung ihrer Freundinnen erklärt. Und es stimmt natürlich: Es kommen im Film nur zwei Leidtragende von *Gundermanns* Spitzeltätigkeit vor, die im Vergleich zu den Geschichten, die es über die verheerenden Auswirkungen von Spitzeltätigkeiten auf andere Menschen und Familien gibt, unvergleichlich harmlos wirken. Da ist der Puppenspieler, der zwar bis zum Ende unversöhnlich bleibt, aber keine Anzeichen zeigt, wie viele Stasiopfer traumatisiert, gebrochen oder verarmt zu sein und *Gundermann* am Ende sogar noch Respekt zollt, dass er ihn von sich aus noch einmal aufsucht. Dem anderen, dem *Gundermann* seine Tätigkeit beichtet, fällt ein Stein vom Herzen, sei er doch selbst auf *Gundermann* angesetzt gewesen. Dadurch wird eine Symmetrie hergestellt, die es möglich macht, *Gundermann* auf dem Klappentext des Buchs zum Film als »Spitzel und Bespitzelter« zu beschreiben und als jemanden, der eine »Täter- wie eine Opferakte« (Leusnik 2018) hatte.

*Gundermann* erscheint im Film allerdings weniger als Täter, denn als Opfer – als Opfer seiner Verhältnisse durch den ihn für ein unschuldiges Missgeschick mit Abwesenheit und Nichtbeachtung strafenden Vater sowie als Opfer seiner unverstellbaren Ehrlichkeit und seines eigentlichen Gutseins. Schon in der Szene des Anwerbens durch eine Art

Ersatzvater scheint es fast so, als ob er die Informantentätigkeit nur annehme, um den anderen Bandmitgliedern nicht die Möglichkeit zu Auslandsreisen zu nehmen. Und die einzige Szene, in der daraufhin eine aktive Spitzeltätigkeit thematisiert wird, zeigt ihn bei seinem ersten Auftrag, den er – in Form eines *comedy sketch* erzählt – in den Sand setzt: Gundermann soll einen bayerischen Fluchthelfer überführen, trifft sich dazu mit ihm in einer Kneipe, und während nach unzähligen Maß Bier der idealtypische Bayer vom Alkohol unbeeindruckt bleibt, entlarvt sich Gundermann durch ein volltrunkenes Loblied auf den Sozialismus und eine Schmährede gegen die CIA. Genau diese Unfähigkeit, sich zu verstellen, durchzieht die Figur Gundermann in Dresens Darstellung und bietet die Möglichkeit einer positiven Deutung seines Verhaltens. Positiv gedeutet erscheint er einfach als ein lieber und dadurch liebenswerter Kerl, als ein Mensch, der sich selbst treu bleibt, der sein Herz und die Wahrheit auf der Zunge trägt, dadurch im Grunde keiner Fliege etwas zu Leide tun kann; als jemand, der zu gut ist, um böse zu sein; jemand, der zwar seinem Bandkollegen die Frau ausspannt, aber nur, weil er ein wahrhaft Liebender ist und daher nicht anders kann; jemand, bei dem sich alle Unachtsamkeiten seiner Frau gegenüber nur aus der Treue zu sich und seiner Arbeit erklären; jemand, der an den Sozialismus glaubt und nur den Institutionen beitrifft, weil er eine Diskrepanz zwischen Anspruch und Wirklichkeit entdeckt und allein das System verbessern möchte; als jemand, der auch trotz seines musikalischen Erfolgs ein bodenständiger Proletarier bleibt und selbst nach einem langen Konzert noch auf seinen Bagger steigt, um pflichtbewusst seine Nachtschicht im Tagebau zu absolvieren; als jemand, der keine Scheu hat, sich um der guten Sache willen mit den Autoritäten anzulegen und sich konsequenterweise auch nach der Wende den neuen Autoritäten verweigert, diesmal dem neuen System in Gestalt der Medien, die von ihm eine Entschuldigung für seine Spitzeltätigkeit erwarten. Und diejenige, die ihm seine Täterakte vorhält, ist eine karrieristische Journalistin aus dem Osten, die durch ihre Darstellung als unsympathischer Wendehals in ihrem Anspruch, als moralische Instanz auftreten zu können, diskreditiert wird. Gundermann erscheint als jemand, der sich selbst nicht mehr richtig an seine Verfehlungen erinnern, sie nicht glauben und wenn doch, dann sich selbst nicht verzeihen kann; als jemand, der mit dem Bösen nur kollaboriert, um das Gute zu erreichen und der dem alten wie dem neuen System moralisch überlegen ist: Er habe auf das richtige Pferd gesetzt, aber das habe verloren, spricht er in seinem Bagger auf eins seiner Tonbänder.

In den positiven Rezensionen des Films finden sich drei Dinge herausgestellt: Der Film zeige die Widersprüchlichkeit des Menschen Gundermann;<sup>1</sup> er zeichne kein einfaches Schwarz-Weiß-Bild, sondern sei stattdessen voller Grautöne;<sup>2</sup> das Leben von Gundermann

- 
- 1 Vgl. Birgit Walter in einer Rezension in der Berliner Zeitung. Die Konzentration auf den Stasi-Konflikt wirke unangemessen, »weil er den Blick auf diesen fesselnden, widersprüchlichen Künstler völlig überlagert« (Walter 2018). Analog dazu Andreas Dresen, der in Interviews immer wieder die Widersprüchlichkeit von Gundermann herausstellt, etwa: »Gundermann war ein lebender Widerspruch« (Haasis 2018).
  - 2 Vgl. Stosch (2018). Diese Rezension wurde über das *RedaktionsNetzwerk Deutschland* (RND) veröffentlicht und erschien in zahlreichen Regionalzeitungen u.a. der *Dresdner Zeitung*, *Leipziger Volkszeitung*, *Hannoverschen Allgemeine*, *Oberhessischen Presse* und dem *Göttinger Tageblatt*.

stehe exemplarisch für das Leben in der DDR.<sup>3</sup> Doch worin besteht eigentlich der behauptete Widerspruch in der Figur Gundermanns? Dass er irgendwie ein netter Typ war und doch bei der Stasi? Ein solcher Widerspruch kann allerdings nur dadurch entstehen, dass die Figur gezeigt wird, wie sie gezeigt wird. Aber was ist, wenn dieses Bild vom im Herzen ehrlichen ›Gundi‹ einfach nur das Bild reproduziert und stabilisiert, das seine geschockten Fans und Freunde in ihrer Ratlosigkeit von ihm zeichnen und/oder er selbst von sich erschaffen hat? So bezweifelt etwa Jana Hensel (2018) eine solche Widersprüchlichkeit angesichts der überlieferten Zitate von Gundermann. Er sei offenbar niemand gewesen, der so gezaudert habe wie die Figur im Film. Der britisch-westdeutsche Journalist Alan Posener fragt sich in der besten Rezension, die ich zu dem Film gelesen habe, was in dem Film nicht gezeigt werde und wie Gundermann gewirkt hätte, wenn der Film mit Szenen versetzt worden wäre, in denen dieser »mit Präzision seine Spitzelberichte anfertigt und abliefern oder seinem Führungsoffizier in die Schreibmaschine diktiert« (Posener 2018). Weder erfährt man viel über die Inhalte seiner Berichte, noch, dass er im echten Leben für seine Tätigkeit sogar mit der *Artur-Becker-Medaille* in Bronze ausgezeichnet und insgesamt mit 1500 Mark belohnt wurde.

Und dies führt zum zweiten Punkt. Gundermann erscheint gerade durch die Abwesenheit solcher Szenen in dem Film nicht ambivalent, sondern im Gegenteil eindeutig, und zwar eindeutig authentisch. Die entscheidende Frage ist allein, wie man die behauptete Authentizität beurteilt: Erkennt man in diesem Bild, wie oben als Möglichkeit beschrieben, den aufrechten Kommunisten in der inneren Emigration, den guten und ehrlichen Helden der Arbeit oder den armseligen Typen, der sich nicht entschuldigen kann und seine Frau schlecht behandelt, den unfähigen und selbstgerechten Loser, der Musik machte für Loser?<sup>4</sup> Der Film zeigt keine Grautöne, sondern ein schwarz-weißes Vexierbild und wird auf diese Weise zu einer Art Ossi-Wessi-Probe.

Durch die Behauptung, das Leben Gundermanns stehe exemplarisch für das Leben in der DDR, die einige Rezensent\*innen sogar davon sprechen lässt, der Film sei einer der besten Filme über die DDR, wird der Film zu einem Mythos und Gundermann zu einer mythischen Figur, zum tragischen (Anti-)Helden. Mit Bronislaw Malinowski (1973), einer der wenigen unvergänglichen Gründungsfiguren der ethnologischen Disziplin, lassen sich Mythen weniger als Aussagen über die Vergangenheit als über die Gegenwart verstehen, ihre Funktion liegt nicht in der Beschreibung einer realen Vergangenheit, sondern in der Begründung einer gegenwärtigen Situation und ihrer Institutionen. So erfahren wir in dem Film auch weniger über die DDR als über die Gegenwart.<sup>5</sup> Wenn Andreas Dresen

3 So schreibt etwa Matthias Dell (2018), der Film sei »einer der reichsten, differenziertesten, tollsten Filme über die DDR«.

4 Die letztgenannte Formulierung für die ›schwarze‹ Interpretation entnahm ich der Diskussion des Films in einer öffentlichen Googlegruppe. ›Pe DDR-Luftwaffe.de ter‹ schreibt dort: »Meine Gattin hatte gegen meinen Rat unseren Westbesuch mitgenommen, dem die Musik / Person unbekannt war und welcher ansonsten einen ›neutralen‹ Klassenstandpunkt einnimmt [sic] ;) Sein Fazit auf Grundlage des Kinofilms: Loser macht(e) Musik für Loser.« (vgl. <https://groups.google.com/forum/#!topic/de.alt.folklore.ddr/4gM1FX-9Rbng> (09.02.2019)).

5 Das wäre eine Antwort auf Jana Hensels Frage, was uns der Film über das Heute sage (Hensel 2018).

davon spricht, dass ein Anlass für seinen Film über Gundermann der 2006 erschienene Oscar-prämierte Spielfilm *Das Leben der Anderen* des westdeutschen Regisseurs Florian Henckel von Donnersmarck gewesen sei, dann zielt der Film vor allem auf eine Intervention in der Gegenwart. *Das Leben der Anderen* sei ein »gut gemachter Thriller, der aber mit dem Leben im Osten, wie wir es kannten, nicht so viel zu tun hatte [...] Wir dachten: Es muss auch die originäre Ostsicht geben dürfen. Dass es dann so lange dauern würde, hätten wir auch nicht vermutet« (MDR Kultur 2018). Die gegenwärtige Verständigung über die Vergangenheit tritt damit als Alternative zwischen einer Ost- und Westsicht auf und als Kampf dieser beiden um Deutungshoheit.

Wenn Dresen, der zusammen mit Axel Prahl schon seit vielen Jahren vor den Dreharbeiten Gundermann und seine Lieder auf der Bühne mit seiner Band feiert, ihn im Film auf sein Tonband historisch korrekt den »schönen Satz«<sup>6</sup> sprechen lässt, er habe auf das richtige Pferd gesetzt, aber das habe verloren, dann setzt Gundermann zu einer Umdeutung der westlichen mythologischen Charta an. Aus einer verbreiteten Westsicht hat es sich überhaupt nicht um ein offenes Rennen gehandelt, bei dem theoretisch beide Pferde hätten gewinnen können und das eine nur durch unglückliche Umstände das Nachsehen hatte. Der Sieg des westlichen Systems war stattdessen aufgrund des natürlichen linearen Fortschritts vorhersehbar. Es war nur eine Frage der Zeit, bis das andere Pferd an seinem genetischen Fehler von selbst stirbt. Die Gewissheit, dass sich eine im Osten entstandene zivilisatorische Lücke auf natürliche Weise nachträglich schließen wird, das heißt, die Annahme einer natürlichen Assimilation des Ostens an den Westen qua Zeit ohne Notwendigkeit eines weiteren Zutuns, offenbart sich in dem berühmten ›Noch‹ der Frage, ob es denn immer noch Unterschiede zwischen Ost- und Westdeutschland gebe.

Diesem westlichen Mythos des ›Noch nicht‹ setzt der Film den ostdeutschen Mythos des ›Immer noch‹ entgegen. Nachdem Gundermann am Ende des Films auf der Bühne seine Stasitätigkeit bekundet, singt er sein Lied *Hier bin ich geboren*, das wie jedes gute Heimatlied auch die Abgründe nicht ausspart: »Hier sind wir alle Brüder und Schwestern, hier sind die Nullen ganz unter sich, hier isses heute nicht besser als gestern, und ein Morgen gibt es hier nicht.« Und genau hier liegt das Angebot des Films, mit Gundermann als Identifikationsfigur am Ende beschwingt aus dem Kino zu gehen: Das Stigma wird zum Privileg und die *Kultur der Niederlage* (Schivelbusch 2001) verspricht die Chance auf Erkenntnis und Umkehrung der Verhältnisse. Wir haben zwar verloren, aber wir haben uns, sind Brüder und Schwestern, wir haben eine gemeinsame Identität. Und letztlich haben die Gewinner ebenfalls verloren, denn es ist heute immer noch so wie früher und die Zukunft heute genauso wenig verlockend wie damals. Wir leben im Grunde immer noch in den Verhältnissen der DDR und müssen uns derer deswegen auch nicht schämen. Denn das neue System entpuppt sich als das alte, und wir sind diejenigen, die das besser erkennen können als alle anderen. Wer durch die DDR gegangen ist, hat selber denken gelernt. Wurden wir früher von der Partei als kleiner linker Elite belogen und betrogen, ist es heute wieder eine kleine linke und elitäre Minderheit, die mittels Lügenpresse die Massen manipuliert und ihre eigenen Interessen verfolgt. Es bleiben die Mächtigen

6 So sagte es Andreas Dresen im August 2018 in einem Interview mit der *Berliner Zeitung*, vgl. Junghänel (2018).

da oben und wir Ohnmächtigen hier unten – eine Symmetrisierung von Diktatur und Demokratie, die sich auch bei der Drehbuchautorin anzudeuten scheint, wenn sie davon spricht, dass einem ja heute wie vor dem Mauerfall wieder stark vorgegeben werde, wie man Dinge zu sehen habe (Leusnik 2018: 121).<sup>7</sup> Dieses »trotzige, ewige Lied« von den Ostdeutschen »als Kollektivopfer erst der Kommunisten, dann des Westens«, das im Film »die Zuhörer, erst beklommen, dann gelöst, [...] den Spitzel als einen der Ihren« (Posener 2018) feiern lässt,<sup>8</sup> gab es natürlich auch schon früher, doch wird es seit *Pegida* mit einem neuen Selbstbewusstsein und einem neuen Machtanspruch vorgetragen. Und wenn das neue System wie das alte ist, kann Veränderung auch nicht durch partizipative Aushandlungsprozesse von Kompromissen erfolgen, sondern nur durch eine erneute Revolution. So wird vielleicht verständlich, warum die *Pegida*-Parole »Merkel muss weg« wie ein Lösungsvorschlag für alle existierenden Probleme daherkommt.

Wenn es die Eigenschaft von ›Kulturen‹ ist, sich ins Zentrum der Welt zu setzen, dann lässt sich der Film ebenso wie *Pegida* und die »Vollende die Wende«-Slogans der brandenburgischen AfD im Landtagswahlkampf 2019 als Teil der Versuche lesen, den Westen, der mit seinem Mythos so lange dieses Zentrum besetzte, mit einem eigenen ›originär ostdeutschen‹ Mythos aus diesem Zentrum zu verdrängen. Statt zu versuchen, gleichzeitig einen West- und Ostmythos zu bedienen, das heißt Dissonanzen anzuerkennen und sie durch ein ewiges Wechselspiel der Perspektiven in eine produktive und möglicherweise sogar heilsame Schwebung zu bringen, scheint es auch für den Film und die Filmemacher\*innen allein die Wahl zwischen zwei Alternativen zu geben, denen beiden die gemeinsame Vorstellung einer Assimilation des Fremden zugrunde liegt. Einer Differenzierung zwischen Ost- und Westdeutschland steht von beiden Seiten ein entdifferenzierender Absolutheitsanspruch entgegen, der die Spuren der Mauer tilgen soll: Entweder der Osten geht im Westen auf oder der Westen im Osten.

NOT

The End

---

7 Dementsprechend stört sich Posener (2018) an dem Wort »dürfen« von Andreas Dresen, wenn dieser im oben zitierten Gespräch mit *MDR Kultur* (2018) sagt, es müsse »auch die originäre Ostseite geben dürfen«. Posener dazu: »Dresens ›dürfen‹ ist verräterisch: das ist das deutsche Ressentiment-Signalwort links wie rechts: ›Man wird ja noch sagen dürfen, dass ...‹ Und dann folgt die Sauerei.

8 Posener spricht zwar von ›der DDR‹ als Kollektivopfer, meint aber vermutlich eher ›die Ostdeutschen‹.



## Literatur

- DECKER, Markus (2018): »Ich bin wieder der Wessi!« In: *ZEIT im Osten* Nr. 12, <https://www.zeit.de/2018/12/markus-decker-osten-westen-entfremdung> (10.01.2019).
- DECKER, Markus (2014): *Zweite Heimat. Westdeutsche im Osten*, Berlin: Ch. Links.
- DELL, Matthias (2018): »Einer wie keiner«. In: *Der Spiegel*, 21.08.2018, <https://www.spiegel.de/kultur/kino/gundermann-mit-alexander-scheer-einer-wie-keiner-filmkritik-a-1224062.html> (09.02.2019).
- GROSSE, Jürgen (2019): »Blickwende. Von der Erfahrung, eine zu große Minderheit zu sein«. In: *Merkur* 837, 71–79.
- HAASIS, Bernd (2018): »Er war ein lebender Widerspruch«. Der Filmregisseur Andreas Dresen über seinen Film ›Gundermann‹. In: *Stuttgarter Zeitung*, 21.08.2018, <https://www.stuttgarter-zeitung.de/inhalt.der-filmregisseur-andreas-dresen-ueber-seinen-film-gundermann-wir-geben-keine-einfachen-antworten.982cf5f0-6988-4ee9-850a-1b38e08590ef.html> (09.02.2019).
- HENSEL, Jana (2018): »Was erzählen sie von heute?« In: *ZEIT im Osten* Nr. 36, <https://www.zeit.de/2018/36/ostalgie-ddr-kino-film/komplettansicht> (04.02.2019).
- HENSEL, Jana (2004): *Zonenkinder*, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- HENSEL, Jana und Christiane Kaess (2018): »Westdeutschland ist immer noch die Nenngröße«. Jana Hensel im Gespräch mit Christiane Kaess«, [https://www.deutschlandfunk.de/autorin-jana-hensel-westdeutschland-ist-immer-noch-die.694.de.html?dram:article\\_id=409988](https://www.deutschlandfunk.de/autorin-jana-hensel-westdeutschland-ist-immer-noch-die.694.de.html?dram:article_id=409988) (09.02.2019).
- JUNGHÄNEL, Frank (2018): »Andreas Dresen über Liedermacher Gundermann«. In: *Berliner Zeitung*, 11.08.2018, <https://www.berliner-zeitung.de/kultur/film/andreas-dresen-ueber-gundermann-texte--die-ein-lebensgefuehl-wie-im-brennglas-spiegeln--31093188> (10.02.2019).
- LEUSNICK, Andreas (2018) (Hg.): *Gundermann. Von jedem Tag will ich was haben, was ich nicht vergesse (Briefe, Dokumente, Interviews, Erinnerungen)*, Berlin: Ch. Links.
- MALINOWSKI, Bronislaw (1973 [1926]): »Der Mythos in der Psychologie der Primitiven«. In: Ders.: *Magie, Wissenschaft und Religion*, Frankfurt/Main: S. Fischer, 77–132.
- MDR KULTUR (2018): »Conny Gundermann: ›Andreas Dresen verletzt Gundi nicht, der liebt den auch‹. Andreas Dresen und Conny Gundermann im Gespräch mit Thomas Bille«, <https://www.mdr.de/kultur/andreas-dresen-conny-gundermann-mdr-kultur-trifft-100.html> (10.02.2019).
- POSENER, Alan (2018): »Die verlorene Ehre des Gerhard Gundermann«, <https://starke-meinungen.de/blog/2018/11/05/die-verlorene-ehre-des-gerhard-gundermann/> (04.02.2019).
- SCHIVELBUSCH, Wolfgang (2001): *Die Kultur der Niederlage. Der amerikanische Süden 1865, Frankreich 1871, Deutschland 1918*, Berlin: Alexander Fest.
- STOSCH, Stefan (2018): »Gundermann. Lebensbeichte eines Liedermachers«. In: *Leipziger Volkszeitung*, 21.08.2018, <https://www.lvz.de/Nachrichten/Kultur/Kultur-Weltweit/Filmkritik-zu-Gundermann-von-Andreas-Dresen> (04.02.2019).
- WALTER, Birgit (2018): »›Gundermann‹: Stasi-Spitzel, Liedermacher und Baggerfahrer«. In: *Berliner Zeitung*, 14.08.2018, <https://www.berliner-zeitung.de/kultur-vergnuegen/gundermann-stasi-spitzel-liedermacher-und-baggerfahrer-li.17194> (08.02.2019).